

Schluss einen Rest von Zweifel nicht losgeworden und hatte in stillen Momenten befürchtet, dass alles ausfallen würde. Gegen ihre Unruhe hatte sie sich ein Kleid nähen lassen, der Jahreszeit entsprechend aus Wolle, hatte sich sorgfältig angezogen und geschminkt und war reichlich früh ins Hotel gefahren. Dort trank sie in der Halle mehrere Könnchen Kaffee, bis schließlich eine Mannschaft nach der anderen eintrudelte, allesamt in Mäntel und Schals gepackt und trotzdem frierend. Die Westeuropäer hatte keine Vorstellung davon, was ein Berliner Winter war.

Ein eisiger Ostwind pfiff durch die Stadt, die Temperaturen lagen zwischen minus zehn und minus 15 Grad, auf der Spree trieben dicke weiße Eisschollen, aller Schiffsverkehr war eingestellt, die Seen zugefroren, und an den Straßenlaternen hingen Eiszapfen. Wer konnte, blieb zu Hause, alle anderen stapften steifbeinig durch die Straßen. Das Hotel war gut geheizt, und mit ein wenig Whisky für die Engländer und Holländer und dem einen oder anderen Cognac für die Franzosen wurde den Gästen auch innerlich wieder warm. Sie saßen auf den Sofas, redeten in verschiedenen Sprachen durcheinander und erzählten Geschichten von ihrem ersten Zusammentreffen in den Niederlanden. Die Engländer, deren Team erneut von Colonel Beasley, einem Hauptmann aus dem Weltkrieg, angeführt wurde, hatten eine unnachahmliche Art zu scherzen. Ihr Geheimnis war, dass sie sich nicht nur die anderen Leute oder widrige Umstände vorknöpfen, sondern vor sich selbst nicht haltmachten. Unübertroffen dabei war ein Mann namens Domville, ein bärtiger Pfeifenraucher, vom König geadelt, sodass man ihn mit Sir Guy anzusprechen hatte. Bei solchen Temperaturen, erklärte er knochentrocken, würden britische Motoren definitiv nicht funktionieren. »Und deshalb gebe ich Ihnen das Versprechen, dass Großbritannien, falls es jemals wieder das Deutsche Reich angreift, das im Sommer tun wird. Der König ist strikt dagegen, dass seine Soldaten erfrieren.«

Die Mitspieler brüllten vor Lachen. Sir Guy schmunzelte und zog genüsslich an seiner Pfeife.

Als die Gruppe später in den Saal umzog, den Fee gemietet hatte, waren die Tische mit grünen Filzdecken belegt. Turnierleiter war ein Franzose, Monsieur Laplace. Sein Akzent war unüberhörbar, als

er auf Englisch den Ablauf bekanntgab. Das Los wollte es, dass sie für die erste Runde mit den beiden Engländern an einen Tisch kam. Sie hatte besonders Sir Guy beobachtet. Wie beim letzten Turnier war sein Whiskyglas stets voller gewesen als das der anderen, und er hatte es schneller geleert und sich nachschenken lassen, und wie der Mann dasaß, in seinem Tweedsakko und mit gehäkelter Krawatte, die Pfeife in der einen, einen neuen Drink in der anderen Hand, stellte sie ihn sich in einem Herrenhaus irgendwo in Hampshire oder Wessex vor, mit Butler, Gärtner und Köchin, dazu zwei schwarze Jagdhunde und eine Frau mit näselnder Aussprache. Die halbwüchsigen Kinder besuchten wahrscheinlich ein altes Internat, auf das er selbst genauso wie sein Vater bereits gegangen war. Eines Tages würden sie in die elterlichen Fußstapfen treten, so wie er seinen Ahnen nachgefolgt war.

Angesichts des Trinkverhaltens der Engländer ging sie davon aus, dass sie zusammen mit Krämer, ihrem Partner aus dem Berliner Klub, leichtes Spiel mit Sir Guy und dem Colonel haben würde. Selbstverständlich ließ sie sich nichts anmerken, im Gegenteil, während sie reizten, lächelte sie die Gäste freundlich an und machte höfliche Bemerkungen. Auch als sie ihren Irrtum erkannte, zeigte sie keine Regung. Sir Guy wirkte zwar entspannt, wenn er seine Karten aufnahm, aber er war hochkonzentriert. Und Colonel Beasley war nicht einen Deut schlechter.

Fee und Krämer verloren die erste Halbzeit. Die beiden Engländer schienen sich blind zu verstehen. Sie reizten ihre Kontrakte jedes Mal voll aus. Gleichwohl erklärte Sir Guy, Beasley und er hätten einfach Glück gehabt.

»*Fortune favours fools*. Im Laufe eines Turniers schleift sich das erfahrungsgemäß ab. Deshalb müssen wir aufpassen, dass wir am Ende nicht Letzte werden.«

Fee hielt diese Aussage für blanke Koketterie. Auch Krämer winkte ab und entgegnete in seinem unbeholfenen Englisch, damit rechne er gewiss nicht. Er war ein Preuße durch und durch, in mittleren Jahren, mit Kurzhaarschnitt und Nickelbrille, ein Ministerialbeamter. Fee kannte ihn seit Langem und mochte ihn, weil sich hinter seiner Beamtensteifheit ein Moment von Großzügigkeit verbarg. Sie gewannen das dritte und vierte Spiel.

Die Engländer verloren lächelnd. Sie reichten sich die Hände und sprachen Gratulationen aus.

Fee hatte sich vorgenommen, im Laufe des langen Wochenendes mit jedem der Mitspieler ins Gespräch zu kommen, und suchte sich zu den Mahlzeiten stets einen anderen Tischherrn. Es gab nur zwei Frauen bei dem Turnier, neben ihr eine Holländerin, deswegen musste sie sich um Kontakt nicht bemühen, die Männer kamen zu ihr, die Franzosen mit Handküssen und Komplimenten, die Holländer mit ihrer seltsamen Sprache und die Engländer mit ihrer ewigen Ironie. »Darf ich Sie für ein paar Minuten mit meiner Anwesenheit langweilen?«

Am Montagnachmittag beendeten sie die Spiele. Ein französisches Team hatte gewonnen, die Sieger nahmen den Applaus und die vielsprachigen Gratulationen entgegen. Nach und nach verabschiedeten sich die Gäste, holten ihre Koffer aus den Zimmern, knöpften die Wintermäntel zu, zurrten ihre Schals fest und machten sich auf den Weg zum Bahnhof. Vorher gaben sie sich alle das Versprechen, dass sie sich im kommenden Jahr in London wiedersehen würden. Fee hatte sich diesen Montag freigenommen. Als Gastgeberin blieb sie bis zum Schluss, und als ihr Blick im Hotel auf die Schlagzeile einer Abendzeitung fiel, las sie zwar, dass der Reichspräsident am Vormittag einen neuen Kanzler ernannt hatte, doch jetzt wollte sie davon nichts wissen. Für derlei Dinge war morgen Zeit. Diesen Tag sollten sie nicht verderben.

Die letzten Spieler, die aufbrachen, waren Sir Guy und Colonel Beasley, die sich einen Nachtzug nach Calais gebucht hatten, wo sie am nächsten Morgen die Fähre über den Ärmelkanal nehmen wollten. Zusammen traten sie durch das Portal des Hotels auf die abendliche Straße. Dort aber kamen sie nicht weiter. Vor ihnen stand eine dichtgedrängte Menschenmenge, allesamt mit dem Rücken zu ihnen, die Gesichter der Straße zugewandt.

»What's going on?«, fragte Sir Guy.

Er hatte seinen Mantelkragen aufgestellt, trug einen karierten Schal und dazu eine Tweedkappe, wie sie Arbeiter im Wedding aufzogen, nur dass sie bei ihm die Ausstrahlung eines britischen Adligen noch betonte.

Fee schob sich durch die Menge. Die Engländer, beide ihre Koffer in der Hand, folgten ihr, wobei sie andauernd »Excuse me« oder »Sorry« sagten und oft beides zusammen. Obwohl der Abend längst angebrochen war, war es sehr hell, deshalb ahnte sie, was sie sehen würde, und als sie schließlich die erste Reihe erreicht hatte, war sie nicht überrascht. Ein Fackelzug, endlos lang. Braune Uniformen und Marschschritte. Publikum auf beiden Seiten der Straße, Gedränge, soweit man sehen konnte, ausgestreckte Arme. Das passte zu der Schlagzeile der Abendzeitung.

»Was bedeutet das?«, fragte Sir Guy.

Colonel Beasley schaute auf seine Uhr. Sie mussten zum Bahnhof Friedrichstraße und dazu die Linden überqueren. Doch das war schlicht unmöglich. Im Fackelzug gab es keine Lücke. Es war nicht zu erwarten, dass jemand für sie anhalten würde.

Fee stellte sich auf die Zehenspitzen. Der Aufmarsch reichte weiter, als sie blicken konnte, auf der einen Seite bis zum Brandenburger Tor, auf der anderen die Linden hinauf, und überall dichte Reihen von Gaffern. Die Berliner glaubten wahrscheinlich, dass es etwas umsonst gab, und dass sie, wenn sie den rechten Arm nur weit genug reckten, schneller drankämen. Die Tritte der schwarzen Stiefel knallten auf das Pflaster. All die brennenden Pechfackeln, die braunen Uniformen und Fahnen, dazu die schweigenden Marschierer, ihr kindlicher Ernst – die gesamte Veranstaltung hatte etwas Jungenhaftes. Eine Pfadfindertruppe in einem Ferienlager.

Als Sir Guy erneut fragte, was das zu bedeuten habe, erwiderte Fee auf Englisch: »Wenn diese Leute an der Regierung bleiben, dann bedeutet das früher oder später Krieg.«

»Werden sie an der Regierung bleiben?«

»Natürlich nicht.«

2.

Sie fuhr mit der Elektrischen nach Hause und fand die elterliche Wohnung hell erleuchtet. Im Flur, im Wohnzimmer, in der Küche, überall brannten die Gaslampen. Mehrere Öfen waren geheizt, es war warm. Sie hörte Stimmen, und als sie ins Esszimmer trat, saß die gesamte Familie dort, auch ihre Brüder Burghard und Emil. Beide hatten eigene Hausstände, aber Burghard war seit einigen Monaten zum zweiten Mal geschieden, und um Emils Ehe schien es auch nicht zum Besten zu stehen, weshalb sie sich regelmäßig bei den Eltern aufhielten.

»Gut, dass du kommst, Fee«, sagte ihr Vater. Seine Stimme, weich und liebevoll, hatte sie als Kind immer an einen Mantel denken lassen, der sie umhüllte. Die Familie, genauso wie alle Bekannten und die Musikwelt, nannten ihn nach den Initialen seiner beiden Vornamen, Emil und Nikolaus, EN. Fee hielt es ein wenig anders. Wenn sie über ihn sprach, sagte sie ebenfalls EN, aber wenn sie ihn anredete, blieb sie bei dem alten Wort Papa. Er trug einen Winteranzug und Krawatte. Sein Kopf sah im Licht der Lampe gerötet aus, als hätte er sich aufgeregt. Neben ihm saß Fees Mutter in einem dunklen Kleid und mit einem Seidentuch um den Hals. Sie starrte auf die Tischplatte und auf ihre Hände, die dort lagen.

»Ja, gut, dass du da bist«, erklärte Burghard. »Heute ist der Abend der Geständnisse. Hast du überhaupt gehört, was passiert ist?«

Er war der Sohn der Mutter aus erster Ehe, EN hatte ihn adoptiert. Selbst im Sitzen überragte er, ein Kerl von einem Meter 95, alle anderen. Auch mit Ende 30 hatte er sich sein sonniges Gemüt bewahrt, wozu die Tatsache beitrug, dass er durch seinen Vater eigenes Vermögen besaß und deshalb keine Geldsorgen kannte. Was er meinte, war ihr klar, die neue Regierung mit Hitler an der Spitze, eine Koalition aus Nationalsozialisten, Deutschnationalen und den alten Frontkämpfern vom *Stahlhelm*. Die Parteien der Mitte waren in die Opposition verbannt.